

5. Und heute?

Wie bereits in der Einleitung dieser Arbeit gezeigt wurde, wird das Lachen über Behinderungen heutzutage nicht verdrängt, sondern öffentlich in Cartoons, in Ausstellungen oder im Fernsehen vollzogen. Dennoch ist das Thema nach wie vor umstritten, die Funktionen des Komischen werden kontrovers betrachtet, und es wird um Grenzen, Gebote und Verbote des Lachens gerungen. Darf heute über Behinderungen gelacht werden? Wie nehmen Behinderte und Nichtbehinderte diesbezüglich Stellung? Um welche Fragen und Argumentationen rankt sich die aktuelle Diskussion? Diesen Fragen soll im Folgenden nachgegangen werden. Dabei gilt es auch zu klären, inwiefern sich aktuelle Sichtweisen und Einschätzungen auf historische Untergründe beziehen und ob dieselben Strategien verwendet werden oder neue Themen, Begriffe und Argumentationen hinzukommen.

Bevor auf die aktuelle Situation und die Diskussionen ab Mitte der 1990er Jahre eingegangen wird, gilt es jedoch, sich einen kurzen Überblick über die Zeit bis 1990 zu verschaffen. Die theoretische Auseinandersetzung mit dem Lachen über Behinderung hört in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf. Für die Zeit danach bis 1970 konnten kaum Aussagen, aber auch wenig komische Repräsentationen gefunden werden. Behinderungen werden nur selten in Witzbüchern thematisiert: Im zweiten Band des Buchs *Die unsterbliche Kiste* (1926) sind zwei Witze über »Irrenanstalten« enthalten (vgl. Moszkowski 1926, 14 und 74). Cloerkes verweist auf die ihm einzig bekannte Analyse von Witzen von Barker und anderen aus dem Jahr 1946, in der fünf Witzsammlungen betrachtet wurden. In diesen Sammlungen bezogen sich 4,1 Prozent aller Witze auf körperliche Behinderungen, zu denen Cloerkes auch das Übergewicht zählt (vgl. Cloerkes 1985, 447). In der *Unsterblichen Kiste* von 1918 hingegen gibt es keine Witze über behin-

derte Menschen. Auch in der umfangreichen Witzesammlung *Humor seit Homer* (1964) sind keine Witze zu Behinderungen enthalten.

5.1 Witze und Spott über behinderte Menschen in den 1970er und 1980er Jahren

Tom Shakespeare zufolge wurden Witze über Behinderte erst in den 1980er Jahren wieder »populär« (Shakespeare 1999, 48). Zumindest in Deutschland findet man aber schon in den 1970er Jahren gelegentlich Witze über behinderte Menschen. Insgesamt konnten jedoch nur wenige Witzbücher aus dieser Zeit gefunden werden. Die Aussagemöglichkeiten über das komische Lachen »auf der Straße« wären ohnehin relativ, weil man davon ausgehen muss, dass tabuisierte Themen in solchen Büchern nicht zu finden sind.

5.1.1 Witze und Cartoons

Die beiden Bände der *twen witze* (1969 und 1971) von Wolfram Huncke, deren Titel schon anzeigt, dass es sich um zotige Komik handeln soll, enthalten einige Witze über Menschen mit Behinderungen. Insgesamt sind zehn Witze dort enthalten: vier so genannte »Irrenwitze« (siehe Huncke 1969, 90; 1971, 48, 107, 121), zwei Witze über Stotterer (1969, 104; 1971, 142f.)¹ und einer über einen »Liliputaner« (1971, 64). Weitere Witze thematisieren das Hinken (1969, 113), Schwerhörigkeit (1971, 68) und einen einäugigen Mann (1969, 110f.). Das Buch *Lachen ist die beste Medizin. Der Arzt im Spiegel des Humors* (1983) enthält zwei Cartoons, die Behinderungen thematisieren (Cyriax 1983, 79 und 156).

Die Psychiater Uwe Henrik und Johanne Peters veröffentlichten 1974 ein Buch zur »Struktur und Soziologie des Irren- und Psychiaterwitzes« mit dem Titel *Irre und Psychiater*. Als vorwiegendes Kennzeichen dieser Witze sehen sie die so genannte »Irrlogik« (Peters/Peters

1 | Dort ist folgender Witz abgedruckt: »Ein Stotterer in der Straßenbahn. Nach zwei Stationen fragt er einen Mann, der ihm gegenüber sitzt: »E-e-entschuldigen S-s-sie, w-w-wie s-s-spät i-ist e-e-es!« Der Mann schweigt. Nach drei weiteren Stationen steigt der Stotterer aus. Da geht der Schaffner auf den Mann zu und sagt: »Mich geht das zwar nichts an, aber warum haben Sie dem Herrn die Uhrzeit nicht gesagt?« Da antwortet der Mann: »M-m-m-meinen S-s-sie, ich w-w-w-will mir a-aufs Maulsch-sch-schlagen l-l-lassen?« (Huncke 1971, 142f.) Es könnte sein, dass der Witz sich dadurch legitimiert, dass beide Protagonisten stottern.

1974, 34): »Auf eine dumme, die Pointe vorbereitende Handlungsweise folgt hier eine ›logische‹ Denkstörung, welche den Witz zum Witz macht.« (Ebd.) Damit werde der ›Irre‹ im Witz als von der Normalität abweichend markiert. Häufig würden in den Witzen Stereotypen produziert (vgl. ebd., 36ff.), die Protagonisten des Witzes aber selten als gefährlich dargestellt. Auch gebe es in einigen Witzen den ›klugen Irren‹ (vgl. ebd., 46ff.). Dieser scheine eine analoge Funktion zum ›klugen Narr‹ des Mittelalters einzunehmen.

Peters und Peters schließen, dass ›Irrenwitze‹ statt sozialer Vorurteile eigene Phantasien über psychische Erkrankungen schaffen. Der Mensch werde zumeist als gesellschaftlicher Außenseiter gezeigt, erscheine aber weniger als medizinisch krank, sondern eher als sozial und kulturell abweichend. Als Außenseiter werde er vor allem dadurch markiert, dass die Witze fast ausschließlich in Institutionen, also der Psychiatrie, spielen (vgl. ebd., 60). Psychisch kranke oder behinderte Menschen wurden, wie in dieser Arbeit gezeigt, seit dem 17. Jahrhundert zunehmend in medizinische und pädagogische Institutionen eingeschlossen. Sie sind bis heute häufig Teil großer Einrichtungen. Deshalb ist es interessant, dass viele der Witze Institutionen thematisieren bzw. in diese verlagert werden.

Das Fazit von Peters und Peters ist, dass der Irrenwitz ein Bild absoluten Andersseins zeichne. Er grenze damit aus. Als Grund für das Vorkommen der ›Irrenwitze‹ vermuten sie die »Bewältigung und Verarbeitung des Phänomens Irresein« (ebd., 67). Damit verweisen sie auf die Theorien des Komischen, die sich mit dessen kathartischer Funktion und dem Komischen als Ausdruck von Angst auseinandersetzen. Somit hätte der Witz nichts mit Nähe, sondern mit Fremdheit zu tun. Auch eine Verbindung zu den Überlegenheitstheorien besteht, da die beiden Psychiater in den Witzen auch versteckte Aggressionen finden und schließen:

»Es lässt sich grob vereinfachend sagen, daß das Bild vom Irren, wie es der Witz zeichnet, den Abwehrmechanismus des Ichs gegen Angst, Aggression usw. widerspiegelt sowie gleichzeitig seine Funktion erkennbar werden lässt, die darin liegt, dem Ich eine reale Konfrontation mit dem Irresein zu ermöglichen.« (Ebd., 72)

Desgleichen versteht Hirsch in seinem Buch über den Witz das Lachen als Ausdruck einer verdrängten Angst: »Krankheit und Behinderung sind für uns zunächst nur erschreckend und nicht komisch. Es kann aber sein, dass sie als komisch empfunden werden, weil sie uns erschrecken.« (Hirsch 2002 [1985], 173) Auch Röhrich meint, viele

›Irrenwitze‹ dienen der Angstbewältigung (vgl. Röhrich 1977, 186ff.). Er fordert, man solle statt mit Komik mitleidig und helfend auf Behinderungen reagieren:

»Jeder einzelne Fall von Krankheit, Leiden oder Entstellung ist beklagenswert; und wir werden uns zu fragen haben, warum Spott und Schadenfreude überwiegen können in Fällen, in denen Mitleid und tätige Hilfe viel angebrachter wären, weil einem sonst das Lachen im Halse stecken bleiben könnte.« (Ebd., 174)

Röhrich zufolge ist das Lachen nur möglich, wenn Menschen nicht zum Mitleid erzogen werden (vgl. ebd.). Damit werden in den 1970er und 1980er Jahren dieselben Aussagen getroffen wie bereits 200 Jahre vorher. Komik soll durch Mitleid ersetzt werden. Witze können Röhrich zufolge jedoch auch etwas von der sprichwörtlichen Narrenfreiheit sowie sozialkritische Tendenzen enthalten (vgl. ebd., 186ff.) und damit potenziell der Transgression dienen. Röhrich scheint dem Zwiespalt erlegen, dass man zwar nicht lachen solle, aber dennoch manchmal lachen müsse: »So traurig einerseits jeder körperliche Defekt ist, so gibt es doch andererseits kaum einen dankbareren Stoff für komische Geschichten, als gerade die Schwerhörigkeit.« (Ebd., 175f.)

Lixfelds *Der Witz. Texte für den Unterricht* enthält ein Kapitel mit dem Titel »Gebrechen«² (Lixfeld 1978b, 12ff.). Aus Lixfelds Kommentar zu einem dort enthaltenen Witz kann man schließen, dass für ihn die Legitimation für den Witz und das Lachen dann gegeben ist, wenn ein behinderter Mensch den Witz macht. Er beschreibt dort, wie jemand den Witz, der Sprachfehler thematisiert,³ auf einer Party erzählen will und dabei vergessen hat, dass der Gastgeber auch einen Sprachfehler hat. Der Erzähler des Witzes wird – kurz vor der Pointe – sehr verlegen, bis schließlich der Gastgeber selbst die Pointe bringt. Bei Lixfeld

2 | In diesem Kapitel gibt es zwei Witze, die Sprachfehler thematisieren, einen Witz über Schotten (!), einen über Betrunkene und vier so genannte ›Irrenwitze‹ (vgl. Lixfeld 1978b, 12ff.). Aus heutiger Sicht scheint daran vor allem ›komisch‹, dass Betrunkene und Schotten zu den ›Gebrechlichen‹ gezählt werden. Der Witz über einen ›Einäugigen‹, der bei Huncke im Kapitel »Absurdes« zitiert wird (Huncke 1969, 110ff.), steht bei Lixfeld in der Kategorie »Makabres«. Die ›Irrenwitze‹ hat Lixfeld Peters und Peters (1974) entnommen.

3 | In dem Witz geht es um einen Elefanten, dem von einem Krokodil der Rüssel abgeissen wird und der mit nasaler Stimme fragt: »Sagen Sie mal, finden Sie das etwa komisch?« (Lixfeld 1978b, 13)

wird zudem deutlich, dass es auch Grenzen des Lachens über Behinderungen im Witz gibt. Einer seiner Witze über »drei Taubstumme« (Lixfeld 1978a, 2) wurde von seinem Verlag abgelehnt: »Der Verlagsdirektor hob – durchaus repräsentativ, wie ich meine – auf den ›guten Geschmack‹ der präsumtiven Leser ab, der unzulässig verletzt werden könnte.« (Ebd., 3) Auch im 20. Jahrhundert wird also um die Grenzen des Komischen gerungen. Sie sind nach wie vor von gesellschaftlichen Normen und Vorstellungen abhängig.

Etwas anders stellt sich das kleine Buch *Urteile – Vorurteile* dar, das 1981 von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Clubs Behinderter und ihrer Freunde (BAGC) anlässlich des Internationalen Jahres der Behinderten herausgegeben wurde. Dort sind Cartoons von Erik Liebermann, Heinz Langer und Bernd Noeth veröffentlicht, die als politisch zu verstehen sind und Vorurteile, gesellschaftliche Ausgrenzung ebenso wie das Verhältnis von Normalität und Abweichung, aber auch das Verhalten von Politikern thematisieren.⁴ Diese Intention des Buches wird bereits in den Vorworten deutlich: Otto Graf Lambsdorff, damaliger Wirtschaftsminister, schreibt, es würden Alltagsprobleme behinderter Menschen dargestellt. Besonders eindrücklich macht Adelheid Eichholz, damals Vorsitzende des Vereins, auf ihr Anliegen aufmerksam. Sie kritisiert, dass Behinderung mit Schmerz, Leiden, Tod assoziiert werde und dadurch Mitleid und Bedauern auslöse. Sie stellt die Frage: »Und jetzt hier Cartoons, Karikaturen, kritische Witzzeichnungen mit und über schwerbehinderte Menschen, ist das nicht makaber, gefühllos, taktlos?« (BAGC 1981, o. S.) Ihr Fazit ist: »Behinderung braucht Humor.« (Ebd.) Schließlich würden auch nicht die »Behinderungen an sich karikiert« (ebd.), sondern Probleme Behinderter (zum Beispiel Hindernisse, Technik) dargestellt bzw. die Mitmenschen karikiert. Deshalb lache man auch nicht über behinderte Menschen, »sondern in verständnisvoller Verbundenheit mit ihnen« (ebd.). Hier haben sich im Vergleich zum 18. und 19. Jahrhundert zwei Dinge geändert: Zum Ersten wird das Mitleid als adäquate Reaktion auf Behinderung zurückgewiesen. Zweitens wird zwischen dem Mitlachen und dem Auslachen differenziert; diese Differenzierung wird zwar bereits in den Komiktheorien genannt, allerdings nur bei Lesing in Bezug auf Behinderungen ausgeführt.

4 | Neben den beschriebenen Cartoons mit ihrer gesellschaftskritischen Intention macht ein Cartoon von Bernd Noeth deutlich, dass es auch heute Grenzen der Komik gibt.

5.1.2 Soziale Interaktionen

Vorwiegend aus den 1950er bis 1980er Jahren berichten Ortrun Schott und Ernst Klee in dem (auto-)biografischen Buch *Verspottet als Liliputaner, Zwerge, Clowns* (1983). Über Schotts Schulweg schreibt Klee im Vorwort:

»Der Schulweg später gestaltete sich zur Angstpartie: Da wurde sie als Mißgeburt verlacht, verspottet, bespuckt, mit Steinen geworfen. Noch heute zeigen Erwachsene auf sie, lachen schallend, einem lebenden Gartenzwerge den Weg zu kreuzen.« (Klee 1983, 12)

Demnach hätte sich an der Situation seit dem Mittelalter nichts geändert. Ernst Klee zufolge machen trotz aller Anerkennung Behinderter »die Leute auf der Straße weiter Witze über sie und finden sie allenfalls possierlich«⁵ (ebd., 13). Deshalb habe es sich auch Ortrun Schott »zur Aufgabe gemacht, ihre Umwelt darüber aufzuklären, wie sich ein Mensch fühlt, der allen zum Gespött dient« (ebd.). Ebenso berichtet Schott selber von den Reaktionen auf ihre Behinderung:

»Auch Erwachsene haben ganz offen mit dem Finger auf mich gezeigt, mich schallend ausgelacht und dergleichen. Es ist lange Zeit so gewesen, daß sich die Leute hinter mir ganz laut und deutlich über mich unterhalten haben.« (Schott 1983, 25).

Auch in den 1980er Jahren scheint es notwendig gewesen zu sein, dass Menschen mit Behinderung Stellung bezogen und ihre Sicht auf das Lachen artikulierten.

Es bleibt allerdings unklar, ob der Spott ausschließlich in Schotts Jugend in den 1950er Jahren auftrat oder ob er sie kontinuierlich auch in ihrem Erwachsenenleben begleitete. Schotts Formulierung, es sei »lange Zeit so gewesen«, deutet darauf hin, dass ein Wandel stattgefunden haben könnte. Aber auch Kontinuität bemerkt sie:

»Man funktioniert den realen kleinwüchsigen Menschen um in ein Märchen- und Fabelwesen: den Zwerg, den Liliputaner, den tragikomischen Clown, den Hofnarren. [...] Auf dieser Ebene wird man nicht zur Verantwortung und zur Rechenschaft gezogen, wenn man über andere, zum Beispiel die Liliputaner lacht (und sie damit beleidigt).« (Ebd., 40)

5 | Den Begriff des Possierlichen oder des Possierlich-Komischen angesichts komischer »Zwerge« gibt es bereits 1869 bei Köstlin.

Damit verweist Schott auf eine zentrale Differenzierung, die auch im historischen Diskurs über das Komische (1711-1924) erfolgt: das Lachen über Behinderungen und das Lachen über den behinderten Menschen. Dieser Unterschied wird hier nun relativiert. Schott schreibt, das Lachen zu ihrer Zeit funktioniere nur unter den Bedingungen der Nachahmung, die die des Mittelalters geblieben seien. Letztlich treffe dieses Lachen aber den behinderten Menschen als Person. Dabei werde er entindividualisiert, weil Menschen mit Behinderung eine Rolle zugeschrieben wird, wie für das Mittelalter und die Renaissance am Beispiel der natürlichen Narren gezeigt wurde. Etwas hat sich allerdings geändert: Anders als zum Beispiel Birrer und die *Buckeliana* und vor allem nichtbehinderte Autoren vorwiegend im 19. Jahrhundert, aber ebenso wie die Mitglieder der BAGC möchte Schott kein Mitleid, sondern Anerkennung (vgl. ebd.). Hier kommt das Streben nach Gleichberechtigung als wichtiger Aspekt hinzu.

Hauptsächlich scheint das Lachen und Verspotten in den 1970er und 1980er Jahren noch bei Kindern und Jugendlichen vorzukommen. Darauf verweist zumindest Cloerkes mit einem Verweis auf Informationen aus verschiedenen Studien über Interaktionen zwischen behinderten und nichtbehinderten Jugendlichen, in denen das Spotten und Lachen am Rande thematisiert wird (vgl. Cloerkes 1985, 448ff.).

Nach Einschätzung von Haberland und Cloerkes müssen Erwachsene hingegen mit Sanktionen rechnen, wenn sie über behinderte Menschen lachen. Haberland (1971, 69) vertritt die These der Weiterentwicklung und Zivilisierung der Gesellschaft. Auch Günther Cloerkes bemerkt diesbezüglich: »Offener Spott über Personen mit physischen Defekten gilt als grobe Unhöflichkeit, die in der Regel entschiedene soziale Mißbilligung erfährt.« (Cloerkes 1985, 448) Und Haberland fragt: »Wer würde lachen, wenn er einen schlimm verkrüppelten alten Mann sieht? Aber man lacht über eine außergewöhnlich lange Nase oder kleine Sünden und Narrheiten der Menschheit.« (Haberland 1971, 69) Auch in den 1980er Jahren wird also nach der Schwere der Behinderung differenziert, ebenso wie im 18. und 19. Jahrhundert »unschädliche Hässlichkeiten« von »schädlichen« abgegrenzt wurden. Hirsch wiederum differenziert zwischen dem Lachen über Behinderung und demjenigen über behinderte Menschen. Demnach könne man höchstens noch in Witzen, nicht aber in der Realität über die Schwerhörigkeit oder das Stottern lachen (vgl. Hirsch 2002, 173).

Im Gegensatz zu den Erklärungen noch bis Beginn des 20. Jahrhunderts nehmen zumindest die genannten Autoren an, dass Erwachsene im Allgemeinen nicht (mehr) über Behinderte lachen. Aber auch sie müssten den »richtigen Umgang« mit dem Lachen erst lernen, so

der niedersächsische Sozialminister in einer Broschüre von 1981 (vgl. Geifrig 1996, 18).

5.2 Komische Repräsentationen von Behinderung und ihre Bewertung heute

In den 1970er und 80er Jahren ist die Anzahl der Witze und Cartoons zum Thema Behinderung – wie oben dargestellt wurde – sehr klein. Auch spielte das Lachen über Menschen mit Behinderungen in der theoretischen Reflexion kaum eine Rolle. Einige Studien verweisen aber darauf, dass nach wie vor Kinder und Jugendliche über andere Kinder mit Behinderung spotteten. Heterogen wird die Situation erst Mitte der 1990er Jahre.

Dies führte wiederum zu einer breiteren Auseinandersetzung mit der Frage, ob (und gegebenenfalls wie und wo) über Behinderungen gelacht werden darf.

Es gibt heute eine Vielzahl komischer Repräsentationen von Behinderung in Zeitschriften, Zeitungen, aber auch im Fernsehen. In den letzten Jahren tauchte die komische Darstellung behinderter Menschen zum Beispiel in Sitcoms auf, aber auch in Kinokomödien: zum Beispiel in *Forrest Gump* (USA 1994), *Verrückt nach Paris* (D 1999), *Uneasy Rider* (F 2000), *Elling* (N 2001) oder *Wo ist Fred?* (D 2006). Im Fernsehen ist in Deutschland vor allem das Comedy-Format *Para-Comedy* bekannt.

Meine eigene Sammlung von ca. 500 bildlichen Darstellungen, also Karikaturen oder Cartoons, aus dem deutsch- und englischsprachigen Raum zeigt bei einer ersten Analyse Folgendes: Die Mehrzahl der Cartoons stammt von Menschen mit Behinderungen (soweit der biografische Hintergrund der Zeichner bekannt ist). Weit mehr als 50 Prozent der Darstellungen können meines Erachtens als gesellschaftskritisch oder politisch bezeichnet werden: Sie thematisieren Barrieren, den Arbeitsmarkt oder die eingeschränkte Sexualität Behinderter (bzw. problematisieren Vorurteile darüber). Angesprochen werden aber auch die Pränataldiagnostik und andere Biotechnologien. Die Cartoons fokussieren vor allem Gleichstellung, Selbstbestimmung und Teilhabe und spielen mit Stereotypen und Vorurteilen. Einige der Cartoons beinhalten Metaphern zum Thema Behinderung und sind als Wortwitze zu verstehen. Ein weiterer kleiner Teil könnte den absurden Witzen zugeordnet werden.

Die übrigen Cartoons lassen sich schwer einordnen: Sie können (je nach Humor!) als ironisch, satirisch, schwarz und böse, als aggressiv

und überlegen oder als harmlos interpretiert werden. Dabei gibt es sicherlich auch Überschneidungen. Um die Cartoons systematisch zu analysieren, wäre eine intersubjektive Validierung notwendig. Interessant und aufschlussreich könnte zum Beispiel eine Analyse der Cartoons bezüglich des zugrunde gelegten Behinderungsmodells (medizinisch vs. sozial) sein.

Wie schwierig es aufgrund seiner Vieldeutigkeit ist, das Komische in den Cartoons einzuschätzen bzw. näher zu definieren, soll ein Cartoon von Rattelschneck (Abb. 20) exemplarisch verdeutlichen:



Abb. 20: Rattelschneck, Cartoon (*Mondkalb* 1, 2007, 2).

Handelt es sich tatsächlich, wie auf den ersten Blick vermutet, um einen Witz über Nichtbehinderte? Sind behinderte Menschen hier Subjekt oder Objekt des Witzes? Ist der Cartoon, da er in der Zeitschrift *Mondkalb* abgedruckt wurde, Ausdruck eines Insiderlachens?⁶

6 | *Mondkalb* ist eine Berliner Zeitschrift, deren Ausgaben auch im Internet zu lesen sind, die sich ironisch, aber auch kritisch und vor allem politisch mit dem Thema Behinderung beschäftigt. Veröffentlicht

Und das, obwohl sich die Zeichner Marcus Weimer und Olav Westphalen alias Rattelschneck als nichtbehindert bezeichnen würden? Ist der Cartoon ein Beispiel für eine Umkehr? Lachen hier Behinderte über Nichtbehinderte? Und vor allem: Zeigt er Angst oder Überlegenheit? Hat er eine limitierende oder transgressive Wirkung?

Diese Fragen bezüglich des Lachens über Behinderung bzw. behinderte Menschen diskutieren seit Mitte der 1990er Jahre verschiedene Autoren mit und ohne Behinderung.

5.2.1 Aussagen behinderter Menschen seit den 1990er Jahren

»Die Gesunden dürfen das ja nicht.«
Hägler 2002, 83

Sind die wenigen Zeugnisse zum Lachen in den 1970er und 1980er Jahren noch von Menschen ohne Behinderung geprägt, äußern sich seit den 1990er Jahren vorwiegend behinderte Menschen. In den letzten Jahren wurde die Frage nach dem (komischen) Lachen über Behinderung und behinderte Menschen vor allem in folgenden Fachzeitschriften aufgeworfen: *Zusammen* (3, 1996; 1, 2002), *Orientierung* (3, 1998) und *Body & Society* (5, 1999). In den Zeitschriften *Zusammen* und *Orientierung* wird das Thema jeweils in Schwerpunktausgaben von verschiedenen Autor(inn)en behandelt. Dort veröffentlichen unter anderem Peter Radtke, Irene Bischofberger und Hubert Masmeier (*Zusammen* 3, 1996) sowie Reinhardt Lempp und Walter Lindenmaier (*Orientierung* 3, 1998). Sehr interessant ist die in der Zeitschrift *Body & Society* (5, 1999) erschienene Auseinandersetzung⁷ Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vorwiegend aus den Disability Studies diskutieren vor allem die Frage nach der Legitimität des Lachens über

wird dort vorwiegend von Autoren mit Behinderung. Der Untertitel heißt scherzhaft: »Zeitschrift für das organisierte Gebrechen«. Als »Mondkalber« wurden im 16. Jahrhundert im Übrigen fehlgebildete Kälber bezeichnet. Nähere Informationen bzw. die bisherigen Ausgaben findet man auf der Seite: www.mondkalb.net.tc.

7 | Ein Artikel von Ian Stronach und Julie Allan bildet den Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung anderer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit der Frage nach Zusammenhängen von Komik, Tragik und Behinderung. Repliken auf Stronach/Allan (1999, 31-46) schreiben in derselben Ausgabe Tom Shakespeare (1999, 47-52), Arthur W. Frank (1999, 53-59), Albert B. Robillard (1999, 61-65), Gary L. Albrecht (1999, 67-64), Marian Corker (1999, 75-83).

Behinderung, Zusammenhänge von Komik und Tragik sowie historische Wandlungen in diesem Bereich.

In der Zeitschrift *Zusammen* macht vor allem Peter Radtke auf die historische Dimension des Lachens über Behinderungen aufmerksam.⁸ Er fragt, wie Lachen und Behinderung zusammenpassen (vgl. Radtke 1996, 7). Für ihn gehörte das Lachen schon immer zum Behindertsein, allerdings in Form des Ver- und Auslachens behinderter Menschen:

»Bereits in der klassischen Poetik durften unedle Gestalten, zu denen auch Stotterer, Hinkende oder geistig Beschränkte zählten, höchstens in der Komödie auftreten, wo sie zum Mittelpunkt übler Scherze wurden.« (Ebd.)

Aber behinderte Menschen hätten auch schon immer selbst gelacht und zum Beispiel als Hofnarren und Hofzwerge auch Späße auf Kosten anderer gemacht. Diese Traditionen sehe man noch heute, zum Beispiel »am Clown Klein-Helmut vom Circus Krone« (ebd., 8). Auch die Freiheit der Narren, mehr oder weniger alles zu sagen, sieht Radtke als aktuell an und verweist damit auf eine historische Kontinuität. Demnach würden behinderte Menschen auch in der Rolle des Kritikers nicht ernst genommen:

»Behinderte Menschen genießen »Narrenfreiheit«, wenn sie sich nur an die Spielregeln des Narren halten: mit Witz und Ironie kritisch ein wenig an der Oberfläche zu kratzen, ohne das Gefüge als Ganzes ernsthaft in Frage zu stellen.« (Ebd., 8)

Esther Bollag verweist gleichfalls auf die historischen Dimensionen des Lachens – und muss gerade deshalb lachen: Als ihr eine Krücke zerbrach, begleitete sie ein blinder Freund, eine neue zu besorgen. Da sie mit nur einer Krücke nicht laufen konnte, stützte er sie, während sie ihm den Weg beschrieb. Bollag schreibt: »Wir verkörperten in dem Moment den Blinden und die Lahme wie aus dem Bilderbuch – wir konnten uns das Lachen beide nicht verkneifen! Und wir dachten auch gar nicht daran!« (Bollag 2002, 17) Auf welche der Geschichten über

8 | Auch in englischen Betrachtungen wird auf die historische Kontinuität hingewiesen: »Selbstverständlich ist das Lachen über Behinderung nicht neu, behinderte Menschen waren in der gesamten Geschichte eine Quelle des Amüsements und des Lächerlichen für nichtbehinderte Menschen.« (Barnes 1991, 26)

›Blinde und Lahme‹ Bollag verweist, sagt sie nicht, aber sie hat Distanz zu diesen Stereotypen und kann darüber lachen.

Das Lachen ist im Leben behinderter Menschen präsent, aber nicht nur in Form des Selberlachsens wie bei Bollag. Tibackx bezieht die Frage des Lachens auf sich persönlich, da sie häufig sowohl von Kindern als auch von Erwachsenen ausgelacht werde (vgl. Tibackx 1996, 10f.). Auch für Tom Shakespeare gehört es zur Erfahrung jedes Menschen mit einer sichtbaren Behinderung, ausgelacht zu werden; vor allem von Kindern und Betrunkenen.⁹ Gelacht werde in einem Fall, weil soziale Grenzen noch nicht bekannt seien, im anderen, weil ihr Übertritt nicht sanktioniert werde (vgl. Shakespeare 1999, 48). Tibackx empfindet es so: »Ich bin lachhaft, lächerlich, witzewürdig, ernte Hohn und Spott, ernte mitleidige und böse Blicke.« (Tibackx 1996, 10)¹⁰ Das Lachen findet Tibackx »gemein« (ebd.). Mittlerweile, so schreibt sie, gehe sie auf die Menschen zu und frage, was der Grund des Lachens sei: »Ist es, weil ich so klein bin und auch noch einen Buckel habe oder weil ich mir erlaube, mich schön zu machen und mich zu schminken?« (Ebd., 12) Hier kommt eine Strategie, eine Gegenreaktion im Umgang mit dem Lachen hinzu, die bisher nicht erwähnt wurde: Das direkte Ansprechen der lachenden Menschen.

Tibackx nimmt an, dass die Abweichung von der Norm zum Lachen reize. Dazu gehöre auch ihre abnorme Gestalt: »Über Kleinwüchsige, die darüber hinaus noch einen Buckel oder krumme Beine haben, lachen die Menschen.« (Ebd., 11) Demnach hätte sich auch an den vorwiegenden Objekten der Komik nichts geändert. Eine weitere Erklärung, die bereits im 18. und 19. Jahrhundert genannt wird, ist für Tibackx die, dass die Menschen »dumm und ungebildet« (ebd.) seien. Gleichzeitig betrachtet sie das Lachen der Menschen über ihre Person als ein (vermeintlich) überlegenes, das auf Kosten anderer gehe.

Auch der Franzose Alexandre Jollien kennt die Erfahrung des Verspottet- und Ausgelachtwerdens (vgl. Jollien 2001, 68ff.). Dieses gründet seines Erachtens in einer Schwäche des Lachenden und diene – vor allem in der Gruppe – dem Zurschaustellen von Überlegenheit. Damit

9 | Auch 2007 gibt es das Auslachen behinderter Menschen auf der Straße. In einem Artikel der Zeitschrift *Mondkalb* berichtet ein Autor: »Vor etwa drei Jahren begann eine Gruppe zwölf- bis fünfzehnjähriger Prolls sich über die Behinderten lustig zu machen« (Becker 2007, 6).

10 | Eine ›positive‹ Erklärung fügt Tibackx im Schlusswort ihres Artikels an, nachdem sie eine Situation beschrieben hat, in der sie selber über einen Mann mit Segelohren lachen musste: »Ich rufe in den anderen ganz einfach ein Gefühl der Heiterkeit hervor.« (Tibackx 1996, 10)

sind ebenfalls historische Erklärungen benannt: Das Lachen ist demnach eigentlich Ausdruck einer Schwäche, die in eine Überlegenheit gekehrt wird. Möglich sei aber auch, dass das Lachen die Funktion habe, Mitleid zu überspielen (vgl. ebd., 69). Damit deutet Jollien sowohl auf die limitierenden Funktionen des Lachens als auch auf das Lachen im Sinne Hobbes'.

Ein Jugendlicher empfindet hingegen nicht, dass er ausgelacht wird: »Ich wurde immer Zwerg genannt, aber mehr im Spaß. Keiner hat mich in der Grundschulzeit gehänselt, weil ich kleiner war. Auch jetzt auf dem Gymnasium gibt es keine Probleme.« (Thorsten, zit.n. Deutsche Behindertenhilfe/Aktion Mensch 2007, 6). Die Äußerung des kleinwüchsigen Schülers Thorsten zeigt zwar auch historische Bezüge, jedoch meint dieser, er werde nicht belacht, räumt allerdings ein, dass er mit dem historischen Begriffs des »Zwergs« benannt werde.

Immer wieder wird auf die Ambivalenzen der Komik und des Lachens aufmerksam gemacht, die sich auch in der historischen Dimension bereits zeigten. Shakespeare konstatiert eine »Ambiguität der kulturellen Reaktionen auf Behinderung, die gleichzeitig den gemeinsamen Witz über den Außenseiter ausgelassen ›feiert‹ und sich über dessen Gewaltförmigkeit schämt« (Shakespeare 1999, 48). Damit ist die eingangs gestellte Frage angesprochen, warum das Lachen als zwiespältig empfunden wird und das Lachen regelrecht im Hals stecken bleiben kann.

Albrecht fokussiert mehr auf die soziale Funktion von Komik und meint, sie trete auf, wenn »eine Person aus der Balance zwischen sich und ihrer Umgebung« (Albrecht 1999, 72) gerate. Komik ist dann ein Ergebnis einer inkongruenten Situation. Diese Inkongruenz kann demnach nicht nur auf Personen bzw. körperliche Merkmale bezogen werden. Sie kann ebenfalls Ergebnis sozialer Situationen sein. Diese neue Sicht könnte mit einem Wandel seit den 1980er Jahren vom medizinischen, am Körper orientierten Blick hin zu einem sozialen Modell von Behinderung zusammenhängen.

Mitleid und Leid

Auf die Ambivalenz des Lachens über behinderte Menschen verweist Radtke am Beispiel des Münchner Crüppel Cabaret¹¹, in dem Behin-

11 | Die Gruppe wurde 1981 gegründet und stellte 2003 ihre Aktivitäten ein. In den Sketchen wurden Situationen aus dem Alltag ironisch kommentiert. Gerade behinderte Menschen sahen die Sketche als »öffentliche Wiedergutmachung für erlittene Kränkungen« (Geifrig 1996, 17). Viele Szenen der Gruppe spielten mit dem Verhältnis von Normalität und

derte und Nichtbehinderte gemeinsam auftraten. Im Fokus des Programms des Kabarets stünden »die Probleme im alltäglichen Umgang miteinander« (Radtko 1996, 8). Obwohl beim Publikum sehr beliebt, hatte ein Fernsehsender es vor etwa zehn Jahren abgelehnt, das Kabarett im Programm zu zeigen, »weil das Schicksal dieser ›armen Menschen‹ doch so furchtbar schrecklich sei« (ebd.). Hier – so kann man vermuten – sind die im 18. Jahrhundert eingeführten Lachverbote bis heute wirksam. Gerade an diesem Zwiespalt zeigt sich für Radtko ein Dilemma: Wenn er verneine, dass Behindertsein lustig sei, »zementiere« (ebd.) er die Idee, Behinderte müssten bemitleidet werden. Stimme er zu, glaube ihm ohnehin niemand. Auch für Shakespeare löst das Lachen Mitleid ab. Damit findet er eine ähnliche Erklärung wie Mc Dougall:

»Wir sprechen das Publikum vom unerträglichen Gewicht der Empathie frei, zu welchem sie sich verpflichtet fühlen. Es ist nicht, dass sie zu Lachen wünschen und wir geben ihnen die Erlaubnis dazu. Es ist so, dass sie weinen wollen und wir sagen ihnen, dass es dafür keinen Grund gibt; wenn wir nicht weinen, warum sollten sie?« (Shakespeare 1999, 50)

Auch in einem Forum des Nachrichtenportals »Kobinet – Nachrichten für Behinderte« wird Komik als Kontrapunkt zu falsch verstandenem Mitleid betrachtet:

»Ich halte nämlich den so genannten nichtbehinderten Menschen gern den Spiegel vor das [sic!] ein Leben selbst mit einer Behinderung klasse sein kann. Mitleid und Fürsorge brauchen behinderte Menschen nicht.« (Frank 2007, o. S.)

Masmeier beschäftigt sich aus der Perspektive seiner eigenen Behinderung mit der Frage, warum gerade Kinder und Jugendliche mit Körperbehinderung über Behindertenwitze lachen können. Seine Antwort ist: Lachen kann, wer seine Behinderung nicht als Leid empfindet (vgl. Masmeier 1996, 13ff.). Auch in seiner Jugend blieb ihm bei einem Witz über einen Epileptiker das Lachen im Hals stecken, erst später zählte er den Witz zu seinem »Standard-Repertoire« (ebd., 13). Sein Fazit:

Behinderung und drehten es um. Aber auch behinderte Menschen selbst wurden aufs Korn genommen, um zu zeigen, »daß Behinderte keine Heiligen sind, sondern Knallköpfe wie du und ich« (ebd., 18).

»Die meisten Menschen, die an einer Behinderung wirklich ›leiden‹, haben diese erst im Laufe ihres Lebens erworben – und diese Menschen können nur in sehr seltenen Fällen über diese Behindertenwitze lachen.« (Ebd., 14)

Der Cartoonist John Callahan wird von Masmeier als Ausnahme betrachtet, da dieser über Behinderung lachen könne, obwohl er sie erst als Erwachsener erworben habe.¹² So sei das Lachen vor allem Ausdruck von Selbstbewusstsein, aber auch »Element des Selbstschutzes« (ebd.). Masmeiers Ansicht nach ist das Lachen eine »Überlebensstrategie«¹³ (ebd., 15) in einer »feindlich gesinnten Umwelt« (ebd.), da man mit diesen Witzen Nichtbehinderte betroffen machen könne. Hier klingt ebenfalls die kompensatorische Funktion von Komik und Humor an, die aber nicht mehr den unzureichenden Körper, sondern eine unzureichende soziale Situation ausgleichen soll.

Angst

Auch Zusammenhänge von Komik und Angst werden von behinderten Menschen thematisiert. Für Tibackx schließen Lachen und Angst einander aus: Noch abwertender als das Lachen sei für sie der Schrecken der Menschen, wenn etwa eine Mutter ihr Kind nicht mit ihr spielen lassen wolle, weil sie »von Gott gezeichnet« (Tibackx 1996, 12)¹⁴ sei. Ähnlich sieht dies Albrecht: Er meint, man könne nur über Behinderungen lachen, wenn man in der Lage sei, über sich selbst zu lachen – wenn man nicht behindert sei, dann deshalb, weil man es in

12 | Callahan hat infolge eines Autounfalls eine Tetraplegie. In der Beschreibung seiner Behinderung wird Callahans Art der Komik deutlich: »Ich bin ein C5-6 Tetraplegiker, das heißt, mein Rückenmark ist zwischen dem fünften und sechsten Wirbel, von oben gezählt, durchtrennt. Das ist sowas wie ein Mittelding zwischen einem Zehnkampf-Champion und der Totenstarre. [...] Paraplegiker [...] sind tiefer am Rückenmark verletzt. [...] Jeder C5-6er wäre gern ein Paraplegiker und ist gleichzeitig dankbar, nicht so weit oben verletzt worden zu sein, dass er in einer eisernen Lunge leben muss. Tja, Tetras wünschten, sie wären Paras, Paras wünschten, sie wären nicht behindert, und die nicht Behinderten wünschten, sie wären Jane Fonda.« (Callahan 1992a, 89)

13 | Dies meint auch Radtke, allerdings bezieht dieser sich mehr auf das höfliche, freundliche Lächeln als Strategie im Umgang mit anderen (vg. Radtke 1996).

14 | 1996 war Doris Tibackx 60 Jahre alt. Die beschriebene Geschichte ereignete sich, als sie acht oder zehn Jahre alt war, also etwa 1945.

naher Zukunft sein könnte (vgl. Albrecht 1999, 67). Damit betrachtet Albrecht im Gegensatz beispielsweise zu Peters und Peters Nähe als Voraussetzung für Komik. Auf diese Weise wird das benannt, was Groos als ›innere Nachahmung‹ bezeichnet hatte.

Für Shakespeare hingegen hat das Lachen gerade die Funktion, die Angst zu verdrängen, indem die eigene Verletzlichkeit und Inkompetenz auf den behinderten Menschen projiziert wird (vgl. Shakespeare 1999, 49). Gerade das Insider-Lachen behinderter Menschen zeige diese Angst. Über viele Witze von Behinderten, die häufig von sehr schwarzem Humor gekennzeichnet seien, könnten Nichtbehinderte gar nicht lachen. Sie reagierten stattdessen geschockt (vgl. ebd., 50). Auch Frank meint, dass Lachen nicht unbedingt die Überwindung von Angst oder Traurigkeit voraussetzen müsse, sondern dass sie noch im Lachen enthalten seien (vgl. Frank 1999, 54). Außerdem hat er Angst vor einer ›So-lange-du-lachst-ist-alles-in-Ordnung-Mentalität‹¹⁵, weil dies die traurigen, schweren Seiten von Krankheit und Behinderung aus dem Zusammenhang des Lebens ausschließe (vgl. ebd., 53f.).

Transgression oder Limitation

Durchaus unterschiedlich wird auch in den Texten behinderter Menschen die limitierende oder transgressive Funktion des Komischen gesehen. Für das englische Fernsehen wurde eine Analyse zur Darstellung behinderter Menschen in Sitcoms vorgenommen, die zeigt, dass Menschen mit Behinderung einem klassischen Stereotyp dieses Genres entsprechen. Entgegen der Annahme vieler behinderter Menschen, sie kämen im Fernsehen nicht vor, macht Clark deutlich, dass es gerade in der Sitcom der letzten 40 Jahre eine Vielzahl behinderter Charaktere gebe, wovon die Mehrzahl jedoch als unrealistisch und negativ zu bezeichnen sei. Die klassischen Rollen behinderter Menschen könne man daher in vier Charaktere unterteilen: »the Ridicule« (»das Lächerliche«), »Slapstick«, das »Monster« und den »Clown« (vgl. Clark 2003; 2004).¹⁶ ›Das Lächerliche‹ sei dabei *die* zentrale Rolle behinderter Menschen, die durch nichtbehinderte Comedians transportiert

15 | Im Original: »my it's all-right-she's-still-laughing anxiety« (Frank 1999, 54). Frank bezieht sich hier auf das von Stronach und Allan im selben Heft von *Body & Society* aufgeworfene Beispiel des Lachens der blinden Laura, die in einem Restaurant eine Blumen vase mit Essig wechselt und das Wasser auf ihr Essen gießt. Die Anwesenden reagieren der Beschreibung zufolge geschockt, bis Laura schließlich selbst in Lachen ausbricht (vgl. Stronach/Allan 1999, 33f.).

16 | Zum Slapstick zählt Clark zum Beispiel Monty Pythons *Ministry*

werde. Es gehe dabei um verletzende Witze und Stereotypen. Dabei beziehe sich diese Komik vor allem auf das medizinische Modell von Behinderung, weil es die Komik aus funktioneller Begrenzung ziehe.

Es handelt sich hier also, analog zum Theater des 18. Jahrhunderts, um imitierte Behinderungen, die von nichtbehinderten Schauspielern nachgeahmt werden. Diese werden aber heute gerade deshalb kritisiert. Denn solche Figuren, dies zeigen zum Beispiel Mitchell und Snyder (2000), vertiefen kulturelle Stereotypen.

Auch Shakespeare konstatiert, dass der behinderte Mensch eine typisch komische Figur in den Medien sei (vgl. Shakespeare 1999, 48). Viele Arten des Lachens seien ausgrenzend, da sie auf der Rolle des behinderten Menschen als »Außenseiter« (ebd., 49) oder »Alien« (ebd.) basierten. Dabei würden die Differenzen der Belachten abgewertet und die der lachenden Gesellschaft aufgewertet (vgl. ebd.). Aus dieser Perspektive ist das Lachen ein überlegenes und feindseliges.

Ebenso meint Albrecht, Komik über Behinderung könne negativ sein und depressiv machen, sie könne aber auch eine emanzipatorische Funktion haben, müsse dabei jedoch nicht politisch korrekt sein (vgl. Albrecht 1999, 67). Barnes stellt fest, dass Witze nichtbehinderter Comedians negative Folgen für Menschen mit Behinderung haben. So führten Sketche wie das bekannt gewordene *Ministry of Funny Walks* von Monty Pythons Flying Circus zu negativen Bildern gehbehinderter Menschen (vgl. Barnes 1991, 28). Er warnt: »Die negativen Folgen für behinderte Menschen durch diese Form des Missbrauchs sollten nicht unterschätzt werden.« (Ebd.) Gefährlich sei vor allem, dass man behinderten Kindern ihr Selbstbewusstsein nehme. Auch Wanda Barbara, selbst behinderte Comedian, möchte nicht, dass Nichtbehinderte über Behinderte Witze machen. Ihre Begründung: »Sie können nicht humorvoll mit Behinderung umgehen, da sie sie normalerweise fürchten.« (Lisicki 1990, 66) Dies führe zu einem aggressiven, dummen Lachen, zu einem, das mit versteckter Feindseligkeit vermischt sei. Dies wolle sie nicht länger hinnehmen: »Über meine Existenz wurde sich lustig gemacht, sie wurde verhöhnt und falsch dargestellt, und hier oben [auf der Bühne, C. G.] erlaube ich nicht, das fortzusetzen.« (Ebd., 67)

Masmeiers Beobachtung nach haben sich die Machtverhältnisse beim Lachen verkehrt: Nichtbehinderte trauen sich demnach erst zu lachen, wenn der behinderte Witzeerzähler oder andere anwesende Behinderte lachen. So macht es auch für Masmeier einen Unterschied,

of *Silly Walks*. Das »Monster« soll gleichzeitig für Lachen und Mitleid sorgen (vgl. Clark 2003).

wer den Witz erzählt, denn von Nichtbehinderten könne derselbe Witz durchaus »als verletzende Waffe« (Masmeier 1996, 14) angesehen werden.¹⁷ Auch über die *Para-Comedy* lachen vor allem behinderte Zuschauer. Nichtbehinderte bezeichnen die Sendung eher als »pietätloses Panoptikum der Behinderungen« (Bussenius 2007, 20). Es sind heute also behinderte Menschen, die einen Witz erzählen. Sie verleihen ihm eine eigene Legitimation und entscheiden damit, was politisch korrekt ist. Auch Albrecht meint: »Was sie von ihren Peers akzeptieren, müssen sie von anderen nicht notwendig tolerieren.« (Albrecht 1999, 73) Peter Radtke sagt dazu in einem Interview:

»Ganz ehrlich, ich kann wahnsinnig über Witze über Behinderte lachen. Besonders dann, wenn die Betroffenen selber Witze machen – sehr makaber und schwarz. Es ist nun mal etwas anderes, ob man sich selbstironisch persifliert oder andere dies tun.« (Radtke 2003, o. S.)

Dass es mittlerweile eher die Angst nichtbehinderter Menschen vor der Komik gibt, zeigt John Callahan an einem Beispiel: Auf seine bissigen Cartoons hin bekam er viel kritische Post von Personen, die politische Korrektheit anmahnten, weil sie nicht wussten, dass er im Rollstuhl sitzt (vgl. Callahan 1992a, 214). Callahan legt allerdings keinen Wert auf diese Differenz: »Die studentischen Redakteure schmeterten diesen Andersdenkenden ziemlich unfair mit der Enthüllung ab, dass ich gelähmt sei, was irrelevant hätte sein müssen; für mich jedenfalls.« (Ebd., 215)

Negative Erfahrungen mit den Medien haben die Schweizer Hägler und Meienberg gemacht. »Wir haben versucht, die Cartoons zu platzieren, aber alle angeschriebenen Leute haben die Cartoons entweder als Zumutung abgetan oder kein Interesse bekundet.« (Hägler 2002, 83) Sie finden dies von anderer Seite bestätigt: »Behinderte Leute haben über die Cartoons sehr gelacht. Nichtbehinderte sahen die Wahrheit darin, fanden es aber zum Teil unerträglich.« (Ebd.) Auch Albrecht meint, viele Menschen fühlten sich angesichts des Lachens über Behinderungen unwohl (vgl. Albrecht 1999, 67). Ebenso wünscht sich

17 | Diese Angst haben teilweise auch behinderte Cartoonisten: Hubbe, der von John Callahan zum Zeichnen seiner Cartoons inspiriert wurde, war sich früher unsicher, wer Witze über Behinderte machen dürfe. Er selbst habe noch nicht den »Mut, so radikal zu sein wie er« (Hubbe 2002, 15), vielleicht auch, weil man ihm seine Multiple Sklerose noch nicht ansehe. Deshalb habe er seine Arbeiten immer Mitgliedern eine Gruppe Behinderter vorgelegt, bevor er sie veröffentlichte (vgl. Hubbe 2007, 15).

Hubbe, »dass Nichtbetroffene irgendwann damit auch unbefangen umgehen können« (Hubbe 2002, 15). Noch stelle er fest, dass sich die Buchhandlungen nicht trauten, seine Bücher auszulegen und man sie daher bestellen müsse (vgl. Hubbe im *Trierischen Volksfreund* vom 7. Mai 2006). Und der Comedian Martin Fromme fordert: »Die Medien haben eine Bringschuld, das Tabu Behinderte zu brechen. ›Para-Comedy‹ soll einen Anstoß geben.« (Fromme 2007b, o. S.)

Vor allem, wenn behinderte Menschen selber den Witz machen, hat Komik nach Ansicht vieler eine positive, das heißt integrierende bzw. transgressive Funktion. »Viele nichtbehinderte Zuschauer erkennen möglicherweise lachend die Fragwürdigkeit der eigenen Vorurteile und lachen damit über sich selbst.« (Geifrig 1996, 18) Damit diene das Lachen der Überschreitung von Grenzen. »Statt der ›Andere‹ zu sein, über den Witze gemacht werden, etabliert sich die behinderte Person als Teil der Gruppe« (Shakespeare 1999, 50). Damit sei es möglich, kulturelle Tabus und Stereotypen zu überwinden. Oder wie Paul Haubrich meint: »Wir haben ein Recht darauf, verarscht zu werden.« (Haubrich, zit. im *Trierischen Volksfreund* vom 7. Mai 2006) Dennoch wird die Grenze zwischen der Herausforderung von Stereotypen und ihrer Verfestigung als fließend betrachtet. Entscheidend ist für Shakespeare dabei weniger der Witz selber als die Umstände, Nuancen und die Intention des Witzes. Es bleibe schwer zu entscheiden, ob *über* oder *mit* behinderten Menschen gelacht werde (vgl. Shakespeare 1999, 52). Auch Esther Bollag verweist darauf, dass beides potenziell möglich sei: Werde sich im Lachen von der Person distanziert, handele es sich um ein Auslachen, eine Distanzierung von der Situation hingegen sei grenzüberschreitend (vgl. Bollag 2002, 18). Behinderte Menschen sollten deshalb unbedingt auf die Bühne und dürften dort auch Witze machen, da ihre Präsenz dafür Sorge, dass Behinderung nicht ignoriert werden könne.

Im englischsprachigen Raum gibt es mittlerweile eine Vielzahl von behinderten Comedians,¹⁸ die sich Clark zufolge nicht negativ über Behinderte lustig machen, sondern soziale Barrieren fokussieren (vgl. Clark 2003; 2004). Hier wird von vielen eine Grenze gezogen bzw. ein

18 | Zum Beispiel Wanda Barbara, Julie McNamara, The Nasty Girls, Chris Fonseca, Paul Ryan (†1998), Nancy Becker Kennedy, Jeff Charlebois, Geri Jewell, Barbara Leigh und natürlich Laurence Clark (vgl. Clark 2003; Corbet 2000, o. S.). Aber auch Tom Shakespeare war »stand-up comedian« (Shakespeare 1999, 47). In Australien wurde der Comedian Steady Eddie sehr bekannt (vgl. ebd.). In Deutschland gibt es seit längerem *Der Telök* und die Comedians aus der Sendung *Para-Comedy*.

Unterschied gemacht: Ist es ein Lachen über behinderte Menschen oder eher über die behindernden gesellschaftlichen Umstände? Auch Shakespeare sieht in dieser neuen Form der Comedy eine Chance (vgl. Shakespeare 1999, 50). Für den Comedian Laurence Clark gibt es in der Komik einen Wandel vom medizinischen Modell von Behinderung zum sozialen Modell, der sich im Lachen über soziale und gesellschaftliche Barrieren zeige, statt auf medizinisch diagnostizierte Behinderungen und Defizite zu fokussieren (vgl. Clark 2003, 2f.; 2004, 2). Und der amerikanische Comedian Fonseca sagt: »Ich mache nicht wirklich Behindertenwitze, es sind Witze über Dinge, die passieren, weil ich behindert bin.« (Fonseca, zit.n. Corbet 2000, o. S.) Auch das Disability Arts Cabaret mache eher Witze über Sozialarbeiter, Therapeuten oder die Londoner U-Bahn und fokussiere damit gesellschaftliche und soziale Barrieren (vgl. Shakespeare 1999, 51).

Andere wiederum verwahren sich gegen den Anspruch, ihre Komik habe gesellschaftskritisch und politisch korrekt zu sein, insbesondere John Callahan (1992a; 1992b; 1992c). Aber auch Phil Hubbe lehnt eine spezifische Funktion der Komik für Menschen mit Behinderung ab. Er möchte in seine Zeichnungen nicht »irgendwelche menschenfreundliche[n] und positive[n] Botschaften« (Hubbe 2002, 15) einbringen. Auch Bollag mag politisch korrekten Humor nicht, weshalb ihr zum Beispiel die Nummern des Münchener Kabarets nicht gefallen, da diese »zu moralistisch« (Bollag 2002, 17) seien. Dennoch gibt es aus Sicht behinderter Menschen Grenzen der Komik: »Am anderen Ende der Skala steht der flache Witz, der sich einfach über eine Behinderung lustig macht.« (Hubbe 2007, 16) Diese Grenze liegt zum Beispiel für eine contergangeschädigte Darstellerin von *Para-Comedy* bei den Witzen mit dem Motto: »Keine Arme, keine Kekse« (vgl. Busenius 2007, 20).

Die entscheidende Frage zum Ende des 20. Jahrhunderts ist neben der nach der Funktion und den Folgen von Komik vor allem die nach ihrem Subjekt. Die Verhältnisse sollen umgekehrt werden. Insbesondere behinderte Menschen selber sind demnach legitimiert, Witze zu machen. Dies bestätigen zum Beispiel die Mitglieder der *Para-Comedy*. Sofia Plich meint: »Ich bin sozusagen jetzt auf der anderen Seite. Und das ist gut.« Und auch Manni Laudenbach sagt: »Plötzlich bringen wir sie [Nichtbehinderte, C. G.] in absurde Situationen. Plötzlich werden sie angeguckt.« (Plich und Laudenbach im Interview in der Sendung *Polylux*, ARD, vom 2. Februar 2007) Entscheidend ist, dass behinderte Menschen selbst die Macht haben zu entscheiden, ob und wie gelacht werden darf oder eben nicht – diese Macht liegt heute nicht mehr bei der nichtbehinderten Mehrheitsgesellschaft. Behinderte Menschen

sind damit vom Objekt auch zum Subjekt der Komik geworden. Oder, um den historischen Wandel des Lachens über Behinderungen auf den Punkt zu bringen: »Einen Witz zu machen, statt einer zu sein, ist eine andere Form der Umkehr.« (Shakespeare 1999, 52)

5.2.2 Aussagen nichtbehinderter Menschen seit den 1990er Jahren

In den Medien bzw. in der nichtbehinderten Mehrheitsgesellschaft wird vor allem diskutiert, ob das Lachen über behinderte Menschen zu den sozialen Tabus zählen sollte. Die TV-Sendung *Polylux* sendet im Februar 2007 einen Beitrag über *Para-Comedy* und fragt: »Billige Freakshow oder Schritt zu Gleichberechtigung?« (Gravert 2007). Radio Energy (NRJ) sucht im November 2007 unter anderem auf den Seiten der Deutschen Heredo-Ataxie Gesellschaft e. V. behinderte Teilnehmer für eine Talksendung, die sich mit Witzen über Randgruppen beschäftigt.¹⁹

Sorgen und Ängste

Dass heutzutage das Lachen über Menschen mit Behinderung aus Sicht Nichtbehinderter prekär erscheint, wird in aktuellen Aussagen immer wieder deutlich. Die von behinderten Menschen konstatierten Unsicherheiten machen sich überall bemerkbar. So merkt Lindenmaier im Schlusswort seines Artikels über den Humor von Menschen mit Behinderung an, dass

»leicht die Gefahr [besteht], daß was als ihr Humor angesehen wird, im Grunde sie zur Witzfigur macht. [...] Ich hoffe, daß meine Beispiele nicht dazu verführen über die Menschen mit geistiger Behinderung zu lachen, sondern gemeinsam sich mit ihnen zu freuen über ihre humorvolle Interpretation des Lebens auch die eigene ›ernste‹ Sicht der Dinge zu relativieren.« (Lindenmaier 1998, 28)

Auch Pflanz, Pädagogin in einer Wohngruppe für Menschen mit Behinderung, legt Wert darauf, dass man in Interaktionen weniger über den anderen, sondern vor allem über sich selber lache (vgl. Pflanz 1998, 29). Stronach und Allan machen in ihrem Aufsatz zum Lachen über Behinderungen die Schwierigkeit deutlich, als Nichtbehinderte

19 | Eine Anzeige wurde unter anderem auf den Seiten der Deutschen Heredo-Ataxie Gesellschaft e. V. geschaltet: www.ataxie.de/vbportal/forums/showthread.php?t=781.

über dieses Thema zu schreiben. Sie rahmen ihren Text mit einem Dialog, in dem sie auf ihre Ängste aufmerksam machen (vgl. Stronach/Allan 1999, 31).²⁰ In der Einleitung ihres Textes setzen sie sich mit der Frage nach dem Zusammenhang von ›Political Correctness‹ und Komik auseinander (vgl. ebd., 33). Ausführlich diskutieren sie die Frage, ob das Lachen für behinderte Menschen eine Strategie in unangenehmen oder tragischen Situationen sein kann, wobei sie sich neben dem praktischen Beispiel einer Bekannten auch auf literarische Beispiele beziehen.²¹

Im Vergleich mit behinderten Menschen sehen Nichtbehinderte das Lachen über Behinderungen bzw. behinderte Menschen häufiger als soziales Tabu. Stronach und Allan konstatieren, das Lachen über Behinderung gebe es nur als Teil einer Subkultur, im öffentlichen Leben werde es als verboten empfunden (vgl. ebd., 35). Ebenso identifiziert Robert Butler das Lachen über behinderte Menschen als eines der

20 | Mit ihrer Befürchtung lagen sie offenbar richtig, wie die Diskussion in der Zeitschrift *Disability & Society* zeigt. Shakespeare kritisiert, dass sich zwei nichtbehinderte Wissenschaftler mit dem Lachen über Behinderte auseinandersetzen, während viele behinderte Menschen weder Macht noch Möglichkeit dazu haben. Diese Kritik kann ich nachvollziehen. Lange habe ich mich mit der Frage beschäftigt, ob sie auch für mein Forschungsprojekt zutrifft und zu Problemen führen könnte. Die Forschungsperspektive, die das Lachen historisch analysiert und nicht bewertet, erlaubt meines Erachtens jedoch die Auseinandersetzung, ohne selbst betroffen zu sein.

21 | Eine ähnliche Perspektive auf das Lachen über Behinderungen entwickelt Gerd Jansen, der ebenfalls Zusammenhänge zwischen Tragik und Komik sieht, wenn er in der Überschrift seines Artikels festhält: »Lachen, um nicht zu weinen. Humor als Form der Bewältigung von Behinderung« (Jansen 1994, 95). Ebenso gehen Heinen und Manske vor, die sich vorwiegend auf Menschen mit so genannter geistiger Behinderung beziehen und das Lachen im Unterricht fokussieren (vgl. Heinen/Manske 2000). Die Frage nach der therapeutischen Funktion des Humors beschäftigt seit einigen Jahren einen eigenen Wissenschaftszweig: die Humor(therapie)forschung. In diesem Sinne sollte der Humor bei der Verarbeitung von Behinderung helfen. Die Gelotologie, also die Humorforschung (von griech. ›gelós‹ = Lachen), gibt es seit etwa 40 Jahren. 1964 gründete William F. Fry das erste Institut für Humorforschung. Mittlerweile ist der positive Einfluss des Lachens erwiesen, zum Beispiel für Schmerzpatienten, MS- und Parkinsonerkrankte (siehe auch Titze 1995, 22ff.).

letzten sozialen Tabus (Butler o.J.). Auch Jansen hält fest: »Die besten Witze kommen eigentlich alle aus Bereichen, die tabuisiert sind [...] und im Umgang mit Behinderten stellen wir sehr viele Hemmungen an uns fest.« (Jansen 1994, 97) Dabei ist dieses Tabu bzw. Verbot, wie in dieser Arbeit gezeigt wurde, noch nicht sehr alt.

Das Lachen über Behinderungen wird aus verschiedenen Gründen abgelehnt. Verschwunden scheint es auch aus Sicht Nichtbehinderter nicht. Nach Müller werden zumindest in den 1990er Jahren »Hinkende, Stotterer, Schielende, Rothaarige oder Fettleibige oft mit gnadenlosem Spott verfolgt« (Müller 1996, 75). Erwachsene täten dies zwar vor allem in der Öffentlichkeit nicht mehr, in vertrauter Runde seien aber Witze weiterhin ein Thema (vgl. ebd.). Bauersfeld lehnt dieses Lachen ab, weil es das überlegene Lachen dummer Menschen sei (vgl. Bauersfeld 2007, 24).²² Sie übernimmt damit die gängigen Argumentationen des 18. und 19. Jahrhunderts. Ähnlich sieht es Manfred Kühr, der einen expliziten historischen Bezug herstellt:

»Belustigung auf Kosten von Außenseitern der Gesellschaft war und ist in allen gesellschaftlichen Kreisen zu allen Zeiten eine ganz normale Erscheinung. Das Auftreten von Liliputanern als Clowns in den Zirkusmanegen hat sich bis in unsere Tage erhalten.« (Kühr 2003/2004, o. S.)

Transgression und Limitation

Bachmaier lehnt das Lachen über Minderheiten allgemein aus Gründen der Limitation bzw. Assimilation ab: »So soll etwa ein Stotterer oder Homosexueller durch den Witz, der über ihn gemacht wird, zu einem normenkonformen Verhalten [...] gezwungen werden.« (Bachmaier 2005, 130.) Und Hirsch zufolge ist die Tatsache, dass heute nicht mehr über Behinderungen gelacht werde, Ausdruck des gesellschaftlichen Fortschritts:

»Wenn wir uns gelegentlich fragen, ob die Menschheit eigentlich moralisch weitergekommen ist, dann müsste man sich nur an diesen kleinen Fortschritt erinnern, dass das Auslachen aus der Mode gekommen ist und die Missgestalteten nicht mehr als komisch gelten.« (Hirsch 2002, 289)

Häufig meinen Leserbriefschreiber bzw. Zuschauer, ihre Ablehnung des Lachens auch im Namen behinderter Menschen ausdrücken zu

22 | Außerdem sind für sie die Karikaturen und Cartoons an sich schon diskriminierend, weil sie Menschen mit Sehbehinderung ausschließen (vgl. Bauersfeld 2007, 24).

müssen. Davon berichtet nicht nur John Callahan, auch Martin Fromme macht mit der Sendung *Para-Comedy* solche Erfahrungen: »Aufgeregt haben sich nur Nichtbehinderte, und die meinen auch immer, dass sie für die Behinderten sprechen müssen.« (Fromme 2007a, 3) Bei vielen Zuschauern walte auch heute die innere Zensur, so Anne Cunningham von den Nasty Girls aus Liverpool, einer Gruppe behinderter Comedians. Sie fühle sich manchmal etwas unwohl, »weil die Leute lachen und gleichzeitig denken: ›Sollten wir darüber lachen?‹« (Cunningham 2005, 8).

Demgegenüber meinen einige Studierende der Sonderpädagogik, Komik ermögliche die Integration bzw. Transgression und sei Kennzeichen von Normalität:

»Es gilt als ›politisch nicht korrekt‹ und ›unsozial‹ über behinderte Menschen zu lachen. [...] Doch das nicht Einbeziehen von Menschen mit Behinderung in Humor, Satire und Ironie bedeutet Ausgrenzung.« (Lisa Junker 2006, unveröffentlichtes Seminarpapier)²³

Auch der LWV-Landesdirektor Brückmann in Kassel, der Cartoons von Hubbe ausgestellt hat, sagt: »Auf die Einbeziehung behinderter Menschen bei Humor, Satire und Ironie zu verzichten, hieße, den vielen Ausgrenzungen noch eine weitere hinzuzufügen.« (Brückmann, zit.n. Tornau 2006, o. S.)

Die Humorforscherin Helga Kotthoff stellt fest, dass die Grenze zwischen Inklusion und Exklusion in der Komik fließend und schwer zu bestimmen sei (vgl. Kotthoff 2007, 13). Ähnlich sieht dies auch Ekkehard Schönwiese, der zwischen dem Auslachen und dem Lachen aus Erkenntnis unterscheidet. Während Ersteres ausgrenze, könne das erkennende Lachen eine integrative Funktion haben: »Was den Umgang mit dem Behinderten gehemmt (behindert) hatte, wird mit Witz aus dem Weg geräumt« (Schönwiese 2001, o. S.). Damit hätte also eine Enttabuisierung eine transgressive Wirkung und könnte

23 | Wiedergabe mit Erlaubnis der Studierenden. In einem Seminar im Sommersemester 2006 zum Thema »Behinderung und Normalität« (Universität zu Köln) war eine Aufgabe für die Studierenden, nach Witzen/Cartoons zum Thema Behinderung zu recherchieren und einen Essay zu verfassen, der dazu Stellung bezieht. Die Cartoons wurden in dem Seminar zwar kontrovers diskutiert, viele Studierende aber meinten, sie hätten eine transgressive Funktion und stünden für Gleichberechtigung. In vielen Seminarpapieren wurde auch hervorgehoben, dass die Cartoons eine gute Möglichkeit seien, Barrieren zu fokussieren.

die gesellschaftliche und soziale Integration von Menschen mit Behinderung fördern. Dies wäre zum Beispiel möglich, wenn Cartoons oder Witze auf Barrieren hinwiesen. Noch weiter geht die Ansicht von Guildo Horn, der sich im Rahmen der Sendung *Guildo und seine Gäste* (SWR) mit Menschen mit geistiger Behinderung beschäftigt. Seines Erachtens wäre der Ausschluss Behinderter aus der Komik »positive Diskriminierung« (Interview in der Sendung *Polylux*, ARD, vom 2. Februar 2007). Und im Gästebuch auf der Homepage von Phil Hubbe schreibt jemand:

»Hallo Philipp, als Nichtbehinderter habe ich zunächst überlegt, ob Humor über Behinderte sein darf. Aber je mehr ich darüber nachdenke, desto erforderlicher erscheint mir dieser Humor. Es ist nämlich eine nette Art, den nicht behinderten Personen ins Gewissen zu reden und sie zu sensibilisieren, über die Alltagsprobleme unserer behinderten Mitmenschen nachzudenken. Eines fällt mir auf: In den Cartoons über Behinderte gibt es keine behinderten Frauen. Das entspricht nicht der Realität. Ich weiß, dass Frauen auch betroffen sind. Auch sie sollten ihren Platz in den Cartoons haben.« (Kirchner [2003] auf der Seite www.hubbe-cartoons.de/gaeste.html)

Diese Bemerkung ist auch deshalb interessant, weil sie auf eine historische Kontinuität hindeutet, die bisher noch nicht aufgegriffen wurde: Schon in Mittelalter und Renaissance, aber auch seit dem 17. Jahrhundert tauchen fast ausschließlich Männer mit Behinderung als Objekt der Komik auf. Positiv gesehen könnte man sagen, Frauen wurden vom überlegenen, aggressiven Auslachen ausgenommen. Negativ betrachtet könnte es heißen, Frauen mit Behinderung sind so marginalisiert, dass sie nicht einmal mehr zum Thema von Witzen werden. Auch heute sind behinderte Frauen in Cartoons deutlich unterrepräsentiert.²⁴ Ein möglicher Grund könnte sein, dass die Cartoons zu meist von Männern gezeichnet werden: Frauen wären demnach kaum Subjekt von Witzen.

Leid und Mitleid

Weitere Argumentationen, die meinen, das Lachen könne eine positive Wirkung haben, sehen es als Gegenmodell zur Gleichsetzung von Behinderung mit Leid. »Allzu oft wird jedoch in westlichen Ge-

24 | Diese Einschätzung beruht auf meiner eigenen Sammlung von ca. 100 Witzen und 500 Cartoons. Frauen mit Behinderung tauchen dort fast gar nicht auf.

sellschaften mit einem 365-Tage-Trauergesicht auf Behinderung reagiert.« (Bischofberger 2002, 6.) Oder: »Es scheint Konsens darüber zu bestehen, dass man über Menschen mit Behinderungen nicht lachen darf, schliesslich sind diese nun wirklich genug bestraft, oder?« (Bendokat/Schlüter 2002, 288) Deshalb könnten Cartoons und Witze einen Beitrag dazu leisten, »Behinderungen nicht immer nur unter dem Vorzeichen des Leides zu betrachten« (ebd.). Auch eine Studentin sieht dies so: »Viele Zeichner haben auch gerade die Ambition, Leuten das Thema von einer anderen Seite zu präsentieren, damit die Gesellschaft nicht immer nur Leid und Verzicht damit verbindet.« (Alexandra Marx 2006, unveröffentlichtes Seminarpapier) Hier ist ebenfalls der historische Vergleich interessant. Wie gezeigt wurde, galt im 18. und 19. Jahrhundert Mitleid als Ausschlusskriterium des Komischen. Heute, wo Menschen mit Behinderung häufiger selbstbewusst auftreten und im Allgemeinen Mitleid negativ betrachten, soll nun gegenteilig Komik Mitleid verhindern.

Dass das Thema ›komischer Behinderungen‹ aber auch heute noch durchaus umstritten ist, zeigt nach wie vor das Ringen um die Grenzen des Komischen. 2007 gab es in Australien einen Eklat über das Lachen über Behinderte, der auch in Deutschland bekannt wurde. Ein Doktorand der Kulturwissenschaften an der Queensland University of Technology in Brisbane promoviert derzeit im Bereich der Filmwissenschaften mit einer sechsteiligen Comedy-Serie, deren Hauptakteure ein Mann mit Asperger-Syndrom und ein weiterer behinderter Mann sein sollen (vgl. Hookham/MacLennan 2007, o. S.). Titel der Doktorarbeit ist: *Lachen über Behinderte. Die Entwicklung von Comedy, die konfrontiert, angreift und unterhält* (ebd.). Das Projekt passierte das universitäre Ethikkomitee und wurde zur Promotion zugelassen. Zwei Professoren (Hookham/MacLennan 2007) veröffentlichten daraufhin im *Australian* einen Artikel, in dem sie dies kritisierten. Sie meinten, in den bisher entstandenen Filmausschnitten würden die Männer als plump und ungeschickt dargestellt. Dies erinnere sie »an die historische Tradition, sich über Behinderte lustig zu machen« (ebd.). Sie stellen fest:

»Humor untergräbt das Reiche und Mächtige und kann politisch subversiv sein. Aber wir denken nicht, dass es komisch ist, zwei intellektuell behinderte Jungen lächerlich zu machen und zu verspotten. Wir denken, dass wir und die Universität die Fürsorgepflicht für diejenigen haben, die weniger glücklich sind als wir.« (Ebd.)

Infolge des im *Australian* erschienenen Artikels und mit der Begründung, die Diskussion hätte zunächst inneruniversitär geführt werden müssen, wurden die beiden Professoren für sechs Monate ohne Gehalt von der Universität suspendiert, was landesweit für Aufsehen und Diskussionen sorgte und schließlich vor Gericht endete.²⁵

Im Vergleich mit der Zeit vom 18. Jahrhundert bis in die 1980er Jahre fällt vor allem eines auf: Es äußern sich deutlich weniger so genannte Nichtbehinderte als Behinderte zur Frage des Lachens. Waren es bis Ende der 1980er Jahre fachliche Experten (Philosophen, Mediziner, Psychologen und Pädagogen), die die Deutungshoheit über die Akzeptanz des Lachens hatten, so sind es seit den 1990er Jahren zunehmend Experten in eigener Sache, nämlich Menschen mit Behinderung. Vorwiegend wird es als Zeichen von Normalität erachtet, Behinderung zum Thema von Komik zu machen. Und so dichtet der Liedermacher Funny van Dannen schließlich einen humorvollen Aufruf zu mehr Normalität: »Auch lesbische schwarze Behinderte können ätzend sein« (Funny van Dannen, CD *Uruguay*, 2005). Ähnlich formuliert auch der behinderte Comedian Fromme seine Vorstellung von Normalität: »Auch unter Behinderten gibt es Arschgeigen.« (Fromme 2007a, 3.)

25 | Ausführliche Informationen zu der Debatte, Stellungnahmen und Interviews findet man auf der Seite <http://www.youtube.com>, wenn man den Suchbegriff »laughing at the disabled QUT« eingibt. Weitere Quellen gibt es bis auf den Artikel im *Australian* in Deutschland nicht. Auf der Internetseite haben alle Beteiligten (die Universität, die Professoren, Behindertenverbände) offizielle Videos zu der Diskussion eingestellt. Die Debatte geht an der Universität längst über die Frage des Lachens über Behinderte hinaus und wird mit Gleichstellungsfragen, aber vor allem einer Poststrukturalismusdebatte verknüpft.

